

Ulrich Windhab

Ist Deutsch eine Sprache – und wenn ja, wie viele?



Vorbemerkung:

Folgende Einführung in die Varietätenstruktur der deutschen Sprache hielt der Autor als Fachberater Deutsch an der Heimschule Lender im Schuljahr 2011/12. Veranstaltungsrahmen war das methodenorientierte Elternseminar der Schule, wo es galt, unterschiedlichen Bildungsgraden unter den Zuhörern gerecht zu werden. Für die Drucklegung wurde das Manuskript leicht überarbeitet und durch Literaturangaben ergänzt; die Vortragsform wurde beibehalten.

I. Vom kleinen Witz zum System der Sprache

Liebe Eltern und Kollegen,
liebe Freunde der Heimschule,

Wissen über Sprache ist Methodenwissen! Das gilt in besonderem Maße, wenn es um Wissen über die eigene, die „Muttersprache“ geht. Der Titel des heutigen Vortrags – es wird Ihnen gleich aufgefallen sein – schuldet zunächst einen Dank für die Anregung an Erfolgsautor Ulrich Precht („Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?“). Inwieweit die Übertragung seiner Pointe auf unser Thema „deutsche Sprache“ passt, das muss der heutige Abend erst noch zeigen. Meinen heute doch die meisten von uns – gebildet oder ungebildet –, dass es diese „deutsche Sprache“ gibt, dass diese Sprache außerdem eine stabile Größe ist, die in sich eine homogene Einheit darstellt, dass es davon auch natürlich nur eine gibt, die man allerdings als „deutsche Hochsprache“ mit Mühe und auch Ängsten in der Schule lernen, zumindest aber verfeinern muss. Sollte der Titel in Ihnen, verehrte Zuhörer, aber ein kleines Verblüffen ausgelöst haben, vielleicht auch die Frage, inwiefern es für Eltern und Lehrer Sinn macht, über die Frage einer Vielfalt der eigenen Sprache nachzudenken, so wäre das kein untauglicher Einstieg in das Thema.

„Kennen Sie den schon?“ Diese Formel setzen wir gerne an den Anfang der Erzählung eines Witzes. Das soll eine Blamage verhindern, wissen wir doch alle um den gesteigerten Wert der Überraschung für die Wirkung einer Pointe. Nichts wirkt so schal und tot wie der bereits bekannte, unter Umständen sogar interpretierte Witz.



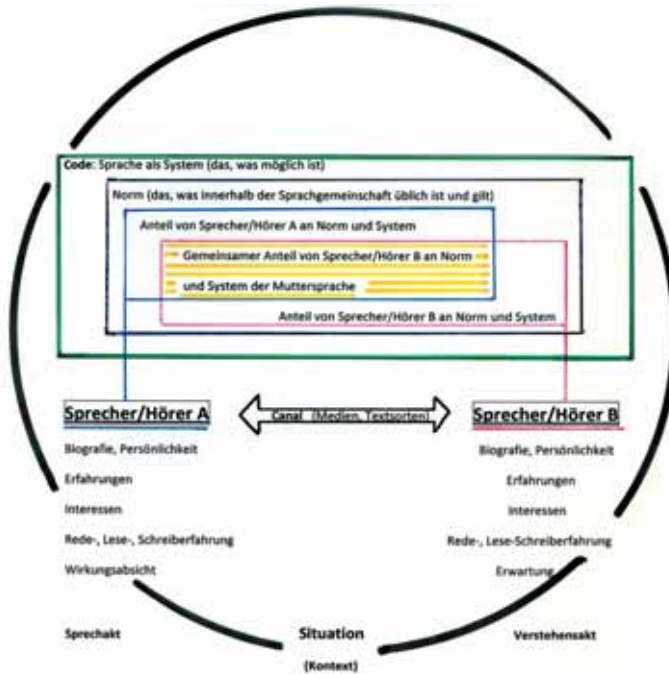
Sprachliche Hilfestellung bei Reisen im Ländle „Lexikönle“ aus Anlass des 20. Geburtstags der RegioKarte Freiburg/Breisgau/Hochschwarzwald

Dennoch macht es in meinen Augen Sinn, eine kleine, wohl den meisten von Ihnen bekannte, aber dennoch nicht angestaubte Anekdote vorzutragen: Mit ihr kann man nämlich – über den bescheidenen Lacherfolg hinaus – ein anderes, wichtigeres Ziel verfolgen:

In einem Zugabteil der Schweizer Bundesbahnen mit Fahrtrichtung von Zürich nach Schaffhausen, also der deutschen Grenze entgegen, sitzen drei Männer: ein Schweizer, ein Schwabe und ein Preuße. Ganz im Selbstbewusstsein des Gastgebers eröffnet der Schweizer das Gespräch, indem er sich an den Preußen wendet: „Sinns au sZüri gsi?“ Verunsichert sieht ihn der Norddeutsche an und zuckt hilflos mit den Schultern. Der Schweizer wiederholt: „Ja, sinns öppen au sZüri gsi?“ Als der Angeredete immer noch nicht versteht, greift der Schwabe helfend ein: „Waisch, der moint gwäa!“

Schon ist unsere Sicherheit in Sachen Einheit und Funktionstüchtigkeit der deutschen Sprache dahin. Drei Erwachsene, die offensichtlich der deutschen Sprache mächtig sind, schaffen es nicht, sich auf Deutsch zu verständigen. Auf harmlose Weise führt die kleine Szene auf ein Problem, das im wirklichen Leben der Familie, des Unterrichts und der Berufstätigkeit immer wieder zu Belastungen führt. Kommunikation, also Verständigung zwischen Menschen mit sprachlichen und anderen Mitteln kann aus vielerlei Gründen scheitern, es können Fehler und Fehleinschätzungen vorliegen, es können auch wichtige Voraussetzungen für ein Gelingen des kommunikativen Handelns fehlen.

Solche Voraussetzungen für eine gelingende Kommunikation soll ein vereinfachtes Modell zeigen, wie es uns die Sprachwissenschaftler als „Kommunikationsmodell“ an die Hand geben: Dargestellt sind zwei Beispielpersonen, die auch zwei unserer Bahnfahrer sein könnten. Je nach Kommunikationsakt können nun beide als „Sen-



Schon ein einfaches Kommunikationsmodell zeigt: Das Gelingen eines Gesprächs hängt von unterschiedlichen Faktoren ab.

der“ (Sprecher, Schreiber) oder als „Empfänger“ (Hörer, Leser) auftreten. Das Kommunikationsmodell zeigt auf stark vereinfachende Weise, wie die Teilnehmer etwa unterschiedlich geprägt, also mit unterschiedlichen Erwartungen und Erfahrungen, mit unterschiedlichem Vorwissen etc. in das Gespräch gehen. Wir brauchen für eine Verständigung, die funktioniert, ein Medium („Kanal“), das können akustische Signale ebenso sein wie eine optische oder Funkübertragung. Jede Kommunikation wird vielfältig beeinflusst durch einen Rahmen, den wir „Situation“ nennen: Nicht nur unsere Erwartungen sind ganz verschieden, wenn wir uns zum Streit vor Gericht treffen oder zum Flirt am Gartenzaun. Vor allem zeigt das Modell die Tatsache auf, dass wir Gesprächsteilnehmer ein „Zeichensystem“ („Code“, hier die Sprache mit ihren Wörtern und Regeln) für die Verständigung benötigen, auf die wiederum die Sprecher unterschiedlichen Zugriff haben. Klar ist, dass eine Verständigung nur dann gelingen kann, wenn die eingesetzten Mittel aus dem Zeichensystem auch von allen Teilnehmern verstanden werden.

Im Zugabteil scheinen die Bedingungen für eine gelingende Kommunikation zunächst Erfolg versprechend. Zunächst gibt es einen tauglichen „Kanal“: Das mündliche Gespräch findet innerhalb der Erdatmosphäre statt, was die physikalische Voraussetzung für die Übertragung der Schallwellen liefert (Die Schweiz genießt sogar den Ruf, eine besonders gute Luft anzubieten). Störungen durch zu laute Fahrgeräusche können wir bei einem Qualitätswaggon der Schweizer Bundesbahnen ausschließen. Die drei Gesprächsteilnehmer sind offensichtlich geistig normal entwickelt, weisen auch die körperlichen Voraussetzungen für ein Gespräch

auf. So haben sie funktionierende Stimmbildungsorgane und das notwendige Gehör. Sie sind voll entwickelte Menschen, also sprachfähig. Psychologische Sprachblockaden wie Verstummen im Ärger über den anderen o.ä. scheinen auch nicht vorzuliegen.

Auch inhaltliche Überforderung scheidet als Hindernis aus. Im Gegenteil lässt die Gesprächseröffnung deutlich den Wunsch nach einer alltäglichen Plauderei auf freundschaftlicher Basis erkennen. Die Einstiegsfrage will nicht wirklich Informationen erschließen, sondern soll lediglich das Schweigen an einem kalkulierbaren Punkt brechen. Vor diesem Hintergrund darf die Frage auch überflüssig sein, denn wer im Zug von Zürich nach Schaffhausen sitzt, war mit einem unsteigerbaren Grad an Wahrscheinlichkeit vorher zumindest kurz in Zürich. So peinlich dieser Einstieg dem Logiker erscheinen muss, so verbreitet und sinnvoll ist ein solches Vorgehen in Alltagssituationen: Hier liegt also nicht die Pointe des Witzes, denn der redundante Einstieg muss nur auf einen gesprächswilligen Kommunikationspartner stoßen, der dankbar das Gesprächsangebot aufgreift und schon erscheint der Einstieg des Schweizers als geschickt.

Im süddeutschen Raum (besonders Bayern) sind bis heute Vorbehalte gegen „die Preußen“ zu spüren – Erinnerung an die aufgezwungene und oft schnoddrig-arrogante Bevormundung der Süd- durch die Norddeutschen zu Kaisers Zeiten und danach. Davon bleibt in unserer kleinen Szene aber höchstens noch die bescheidene Freude der Hörer, nun auch einmal einen „Preußen“ in der Rolle des Opfers zu erleben.

Natürlich haben der Schweizer, der Schwabe und der Norddeutsche auch ein gemeinsames Zeichensystem um sich sinnvoll auszutauschen, sie beherrschen das System der deutschen Sprache, kommen aus dem deutschen Sprachraum. Aber wir ahnen längst, dass die Fehler, die sowohl dem Schweizer als auch dem Schwaben unterlaufen, gerade in diesen Bereich fallen. Sie schätzen beide die Redesituation falsch ein. Wer in der Eisenbahn, einem Verkehrsmittel überregionaler Reichweite, sitzt, muss im vielgliedrigen deutschen Sprachraum mit seinen vielen Regionalsprachen und Dialekten immer mit Mitreisenden rechnen, die zwar einen Schweizer Fahrplan lesen können, aber nicht der ansässigen Regionalsprache mächtig sind. In unserem Fall wäre das das Schweizerdeutsch. Der Redebeginn des Schweizers wäre in einer anderen Situation, etwa am Stammtisch des heimatlichen Dorfes, angemessen und daher völlig unproblematisch gewesen.



In regionaler Dichtung und medialer Unterhaltung kommt Dialekt auch in gedruckter Form vor, manchmal allerdings modifiziert als „Para-Dialekt“.

Der Schwabe erheitert uns gleich mit einer doppelten Fehleinschätzung: Auch er geht kurzsichtig nur von seinem eigenen Verständnis aus. Er bedenkt nicht, dass er als Angehöriger des großen alemannischen Dialektraums zwar den Schweizer recht gut versteht, dass es aber dem Fremden aus der Nordhälfte Deutschlands wenig hilft, wenn er diesem nur das ihm selbst recht fremde, gerade noch verständliche Partizip „gsi“ (gewesen) mit dem schwäbischen „gwää“ übersetzt, eingerahmt durch weitere Dialektartikel des Schwäbischen. Da helfen weder seine gute Absicht noch die Anrede in der – freundschaftlich gemeinten – zweiten Person „woisch“ (weißt Du). Angesichts der Gewohnheiten des norddeutschen Gesprächspartners könnte man darin sogar einen dritten Fehler des Schwaben sehen: Auch die Anrede ist unangemessen.

Welche vorläufigen Schlussfolgerungen für unsere Bedürfnisse von Elternhaus und Schule bezüglich unserer Schüler lassen sich nun aus dem vorgestellten Beispiel ziehen?

Gerade als Vorbereitung auf ein erfolgreiches Leben in einer sachlich immer komplexer ausdifferenzierten und gleichzeitig sich rasant weiter vernetzenden Welt ist es für die Schülerinnen und Schüler von zentraler Bedeutung, dass sie sich – schriftlich wie mündlich – kommunikative Kompetenzen, aneignen. Das meint, sie „erlangen Sicherheit im Verstehen auch komplexer sprachlicher Äußerungen. Sie können bewusst und konzentriert zuhören. Sie analysieren, durchschauen, reflektieren Kommunikationssituationen und sind in der Lage, angemessen zu reagieren. Damit

bildet sich ein sicheres Urteilsvermögen aus, das auch der schriftlichen Kommunikation zugute kommt. Sie gewinnen im Verlauf ihrer schulischen Laufbahn zunehmend Sicherheit im Gebrauch eines differenzierten Wortschatzes und sind in der Lage, Sprache als wichtiges Mittel zur Verständigung verantwortungsbewusst zu gebrauchen. Dazu gehört der Ausbau der Gesprächs- und Argumentationskompetenz in unterschiedlichen Redesituationen.“ Was der geltende Bildungsplan (2004) von Baden-Württemberg hier für das allgemein bildende Gymnasium im Tone großer Zuversicht formuliert, enthält zunächst einige Voraussetzungen, die als Wissen über Sprache und als eingeübte Verhaltensweisen auch den Schülerinnen und Schülern (und ihren pädagogischen Begleitern) zu vermitteln sind:

1. Niemand beherrscht das Deutsche im Sinne einer Gesamtsprache vollständig.
2. Diese Sprache müssen wir uns als ein kompliziertes System von Untersprachen, sogenannten „Sprach-Varietäten“ (oder: Variationen, Subsprachen, Registern), vorstellen.
3. Dieses sprachliche System ist auch kein dauerhafter Block, den es nur mit der Autorität von Elternhaus und Schule umzusetzen gilt, es ist vielmehr ein lebendiger Organismus, der sich in einer langen sprachlichen Geschichte entwickelt hat und sich auch weiter verändert, viele Anregungen aufnimmt, sich vor allem auf viele Bedürfnisse einstellt.
4. Der kompetente Sprachnutzer bedient sich der genannten Varietäten wie Registern je nach kommunikativen Absichten und der jeweiligen Kommunikationssituation angemessen.
5. Als solche Sprachvarietäten mit vielerlei gegenseitigen Bezügen sollen hier neben Alltags- und Standardsprache exemplarisch vorgestellt und auf praktische Bedeutung und Problemgehalt befragt werden:

- Dialekte, Regional- und Nationalsprachen
- Fachsprachen
- Gruppensprachen

Das trifft die Forderungen des Bildungsplanes zu „sach-, situations- und adressatenbewusstem sprachlichen Handeln“ direkt, zugleich die Anforderungen, die auf unsere Kinder im wirklichen Leben in steigendem Maße zukommen. Hilfe kann nach Ausweis führender Didaktiker des Faches Deutsch ein Prozess der Kompetenzaneignung bieten, bei dem die Schüler lernen, aus den ihnen zugänglichen Sprachvarietäten wie aus „Registern“ auszuwählen. Das ermöglicht ihnen nach Analyse der Sache und der eigenen Intention, die jeweilige Situation wie den Kommunikationspartner/Adressaten, dessen erwartete Reaktionen etc. differenziert beachtend sich zielgerecht auszudrücken. Das vermeidet auch unerwünschte Auswirkungen des Gesprochenen.

II. Alltags- und Standardsprache

„Standardsprache“ wird heute die überregional wirksame, schriftnahe Sprache genannt. Sie ist deutlich durch eine Vielzahl von Bestimmungen zu Rechtschreibung und Grammatik geregelt (kodifiziert, normiert) und steht nach wie vor im Zentrum des Deutschunterrichts an Schulen. Dort wird sie als „die richtige Varietät“, das „gute Deutsch“ - anders als etwa Alltagssprache oder Dialekt - vermittelt. Der früher gebrauchte Begriff „Hochsprache“ wird inzwischen weniger gebraucht, da er fast arrogant einen höheren Wert im Vergleich zu anderen Sprachvarietäten suggeriert, obwohl mit „Hochdeutsch“ ursprünglich ein Regionalbezug gemeint war (s.u.). Heute kann man aber davon ausgehen, dass alle Varietäten ihren Wert besitzen, ja nachdem, wie angemessen ihre Verwendung in der betreffenden Kommunikationssituation ist. In der Verwendung als Schrift- und Amtssprache, als Mediensprache (z.B. gesprochene Sprache der Nachrichten) wie auch im kommunikativen Austausch mit anderen Regionen gilt die Standardsprache als passende Varietät. Sie ist die Sprachnorm des öffentlichen Gebrauchs von Schulen, Ämtern etc.

Nach ersten spracheinigenden Ansätzen des Mittelalters führten u.a. die Erfindung des Buchdrucks, Sprachentwicklungsbemühungen der Humanisten, vor allem aber die volkssprachliche Bibelübersetzung Martin Luthers erst zu Beginn der Neuzeit deutlich in Richtung einer solch einheitlichen Standardsprache aus den Quellen der hochdeutschen Dialekte Mittel- und Süddeutschlands. Weitergeführt wurde diese Bemühung durch die Sprachgesellschaften des Barock. Entscheidend für die Ausbildung des Deutschen als Wissenschafts- und Literatursprache aber waren bewusste sprachgestaltende Eingriffe ab der Aufklärung, als Lexikalisten und Grammatiker diese Sprache als Einheitssprache jedem einzelnen Bürger zugänglich machen woll-



Martin Luthers Bibelübersetzung trug entscheidend bei zur Ausbildung einer einheitlichen deutschen Standardsprache.

ten. Der Gleichheitsgedanke der Naturrechtslehre sollte auch in gleichem Sprachzugang seinen Ausdruck finden, was die Aufklärer allerdings bis heute nicht ganz geschafft haben. Damals kämpften sie gegen den starken Einfluss des Französischen und den Schwulst spätbarocker Texte. Die Normierungs- und Kodifizierungsbemühungen nicht zuletzt durch das Wörterbuch des Konrad Duden dienten im 19. Jahrhundert ebenso dem Nationalgedanken wie den Kommunikationsbedürfnissen der sich entwickelnden modernen Industriegesellschaft. Mit dieser kamen großräumige Verflechtung (Eisenbahn) wie mediale Vernetzung (Zeitungen, Post, Telefon, Rundfunk ...). Heute ist die deutsche Standardsprache ein voll ausgebildetes Sprachsystem, das Wissenschaft, Literatur, Medien, Wirtschaft, Verwaltung und Rechtswesen alle Möglichkeiten bietet. Womit wir auch der ersten Frage unseres Vortragstitels einigermaßen beantwortend auf den Grund gegangen sein sollten.

Die schriftnahe Standardsprache ist selten die primäre Sprache im Spracherwerb. Dass süddeutsche Sprecher auch im Gebrauch der Standardsprache i.d.R. ihren regionalsprachlichen Akzent weit deutlicher zeigen als norddeutsche, liegt am breiten Erfolg von Martin Luthers Bibelübersetzung: Da ihre Sprache den Dialekten in Mittel- und Süddeutschland näher stand als denen Norddeutschlands, konnte man im Süden die eigene, in der Region erlernte Sprache in Richtung dieser Standardsprache weiterentwickeln, während in den großen protestantischen Gebieten des

Nordens die „heilige Sprache“ der deutschen Bibelübersetzung wie eine Fremdsprache neu und damit lautrein erlernt wurde. Zudem war diese Bibel bald das einzige Buch in vielen Haushalten, in den protestantischen Schulen i.d.R. sogar das zentrale Schulbuch für mehrere Fächer.

Unsere eigentliche Muttersprache ist meist die Alltagssprache, sie ist im Spracherwerb i.d.R. unsere Erstsprache. Neben der ausdifferenzierten Standard- und Kultursprache trägt die Alltagssprache ihren eigenen Wert. Sie ist stark dem mündlichen Sprachgebrauch verpflichtet. Oft dialektal, gruppensprachlich oder standardnah gefasst, bietet sie uns das Medium zur Bewältigung aller wichtigen Alltagssituationen. Wie der Dialekt strahlt sie eher menschliche Nähe aus als die vornehmlich distanziert wirkende Standardvarietät. Sie hilft uns in informellen, entspannten oder auch emotional aufgeladenen Kommunikationssituationen, ist die Sprache der Familien über die Generationengrenze hinweg.

Wie wir von den Soziologen wissen, bietet sie uns aber noch eine besondere Hilfestellung: Sie ist ein humaner Schutzraum, in ihr können wir unreflektiert, also entspannt, ohne tieferes Nachdenken oder aufwändige Selbstbeobachtung kommunizieren. In ihr speichern wir nämlich naive Vorstellungen (Theoriekonzepte) ab, die jahrelangen Erfahrungen entsprechen und in der einfachen Handhabung für die Erfordernisse der Alltagsbewältigung völlig ausreichen.

Zum Beispiel genügt es im Alltag vollständig festzustellen: „Die Sonne ist aufgegangen.“ Natürlich wissen wir längst, dass dieses Bild nicht dem Stand der Wissenschaft entspricht, welche komplizierte astrophysikalische Zusammenhänge nämlich für den Wechsel von Tag und Nacht verantwortlich sind. Die sind uns aber im Alltag recht egal, wenn als eigentlich fast existenzbedrohendes Problem empfunden wird, wenn sich am Sonntagmorgen kein Familienmitglied opfern will, die Frühstücksbrötchen vom Bäcker zu holen.

Für solch vereinfachende Lebenshilfe greift die Alltagssprache auf das Mittel der Typisierung zurück: Die Folge des Tanzes der Himmelskörper wird zur ebenso naiven wie funktionierenden Typisierung „Sonnenaufgang“ zusammengefasst, die vor Jahrhunderten zum letzten Mal der Stand der Himmelsbeobachtung war.

III. Dialekte, Regional- und Nationalsprachen

„Karl, gottes dinistman
 ile in Yspaniam!
 got hat dich irhoret,
 daz lút wirdit bekeret.
 di dír abir widir sint,
 die heizent des tuvelis kint
 unt sint allesamt virlorin.
 die slehet der gotes zorn
 an libe unt an sele.
 die helle puwint si imermere.“
 Karl an sinem gebete lac
 unz an den morgenlichin tag.

(aus dem Rolandslied des Pfaffen Konrad, um 1170)

Dass Dialekte in unserem Sprachraum die alte Sprachform darstellen, aus der sich die Standardsprache erst entwickeln musste, zeigt ein kleiner Lese- und Vorlesetest: Die Alemannen (Badener, Deutschschweizer) verstehen in der Mehrheit die mittelalterliche Sprache des Pfaffen Konrad noch heute – eher als gehörte Sprache denn als still gelesene. Sein Mittelhochdeutsch des späten 12. Jahrhunderts hat sich in manchen lautlichen Formen in den alemannischen Dialekten bis heute erhalten. So fand in den meisten Gebieten des deutschen Sprachraumes von spätem Mittelalter bis in die frühe Neuzeit eine auffällige Diphthongierung (Entwicklung einiger langer Vokale zu Diphthongen, also Doppelvokalen) statt: „min niuwes hus“ wurde zu „mein neues Haus“, eine Entwicklung, die zwar die schwäbischen Dialekte mit „meij neijs heisle“ einigermaßen mitgemacht haben, nicht aber Badener, Schweizer und Elsässer: „min nüs hus“.

Noch heute lässt sich eine phantastische Vielfalt dieser regionalen Varietäten finden als Dialekte oder als Regionalsprachen, letztere schon näher an der Standardsprache, aber immer noch mit deutlichen regionalen Eigenheiten. Sie bilden eigene Sub- (Unter-) Sprachen des Deutschen mit den schon angedeuteten Eigenheiten in Lautung, aber auch in Wortschatz, Grammatik und Satzbau. Gerade die in der Regel einfache Syntax zeigt aber deutlich, dass die Dialekte noch überwiegend auf dem

mündlichen Sprachgebrauch basieren. Sie werden seit langen Jahren von der Dialektforschung in großen Sprachatlanten dokumentiert, oft auch zusammen mit Tondokumenten. Das ist auch wichtig, denn spätestens seit dem 19. Jahrhundert wird geklagt, dass die Dialekte zugunsten der überregional wirkenden Standard-, Schrift- oder Hochsprache zurückgehen, wenn nicht gar dem völligen Untergang geweiht seien. Damals machte man Schule und Militär für die sprachliche Vereinfachung verantwortlich, heute sehen wir an dieser Front sicher viel wirkungsvoller Rundfunk und Fernsehen eingreifen, außerdem die modernen Reisemöglichkeiten mit ganz neuen Begegnungen und kommunikativen Situationen.

Gegenbewegungen finden sich allerdings auch: Das Schweizerdeutsche fand in der Ablehnung des aggressiven deutschen Kaiserreichs um den ersten Weltkrieg eine richtige Renaissance, noch stärker in den 1930er Jahren: Als der übermächtige deutsche Nachbar unter dem Nationalsozialismus wieder aufrüstete, bauten die Schweizer nicht nur Bunker, sondern rückten in ihrem Mehrsprachenstaat auch regionalsprachlich wieder stärker zusammen. Obwohl heute in der deutschsprachigen Schweiz die nicht sehr beliebte deutsche Hochsprache offizielle Sprache in den Schulen ist, ist der Alltag in allen Schichten des Volkes vom Schweizerdeutschen geprägt, das so fast den Rang einer Nationalsprache erhält. Wissenschaftler haben ein ausgeprägtes Verhalten der Deutschschweizer beobachtet, kommunikativen Situationen auszuweichen, die den Rückgriff auf die deutsche Standardsprache erforderte. Dänemark hat nach dem Zweiten Weltkrieg und der Besetzung durch Hitler-Deutschland sogar eine Rechtschreibreform durchgeführt mit dem erklärten Ziel, die eigene Sprache von der der Deutschen zu entfremden, um weiteren imperialistischen „Umarmungen“ durch den stärkeren Nachbarn vorzubeugen. Die Holländer pflegen nach einer leidvollen Geschichte unter den Habsburgern und der Erfahrung des deutschen Besatzungsregimes ihre weltbekannte Toleranz schnell zu verlieren, wenn sie von deutschen Touristen darauf aufmerksam gemacht werden, dass ihre Sprache ja wohl ein westfriesischer Dialekt sei. Obwohl das Holländische nach den Karten der Dialektforscher eben diesem Charakter entspricht, gilt doch der Konsens der holländischen Sprachnutzer, dass es sich um eine eigene Nationalsprache handle. Dass dabei die Briten das Holländische *pars pro toto* als „dutch“ (= „deutsch“) bezeichnen, dürfen wir als makabre Ironie der Sprachgeschichte verbuchen.

In unserer Zeit scheint der Dialekt – mit regionalen Unterschieden – sogar deutlich zurückzugehen. Schule, Fernsehen und überregionale Mobilität machen sich

bemerkbar. Unter den Fachleuten finden sich aber gewichtige Stimmen, die ein Aussterben der Dialekte verneinen: Hört man diese Klagen nicht seit 200 Jahren? Waren es nicht immer die Alten, die den Dialekt pflegten? Vielleicht ist das kein Zeichen für Niedergang, sondern ein lebensaltersspezifischer Sprachgebrauch? Erlebt nicht auch die Jugendsprache im Internet eine Wiedergeburt des Dialektsprechens und -schreibens? Als sicher kann festgestellt werden, dass die bereits genannten großräumigen Einflüsse die eigentlichen (Orts-) Dialekte in sprachlichen Ausgleichsprozessen stark zurückgehen lassen und als „Dialekt“ inzwischen eher die Regionalsprachen anzusprechen sind.

Wie alle Sprachvarietäten tragen auch die regional geprägten gesellschaftliche Funktionen:

Wenn nun einer von den Flüchtlingen Ephraims sprach: Lass mich hinübergehen, so sprachen die Männer von Gilead zu ihm: Bist du ein Ephraimter? Wenn er dann antwortete: Nein!, ließen sie ihn sprechen: Schibbolet. Sprach er aber: Sibbolet, weil er`s nicht richtig aussprechen konnte, dann ergriffen sie ihn und erschlugen ihn an den Furten des Jordans, so dass zu der Zeit von Ephraim fielen zweiundvierzigtausend.

(Richter 12, 5-6)

Die Bibel zeigt: Es war offensichtlich schon einmal wichtig, sich der kommunikativen Situation angemessen in der dialektalen Aussprache flexibel zu zeigen. Auch wenn es heute in unserem Raum nicht mehr um Mord und Totschlag geht, kann man doch noch immer die soziale Funktion von Mundarten beobachten. Mit diesen regionalen Varietäten kennzeichnen sich die am betreffenden Platz siedelnden Menschen, die sich sprachlich so ihrer Gruppenidentität vergewissern und auch der gruppenmäßigen Abgrenzung gegen die Außenwelt, wie es in regionalen Konkurrenzen deutlich zu erkennen ist:

„S´git badischi un unsymbadischi!“
 „Des isch en Røijjschmeggder!“

Der Widerstandskampf der Bürgerinitiativen des alemannischen „Dreiecklandes“ (Südbaden, Nordwestschweiz, Elsass) gegen den geplanten Bau eines Kernkraftwerks in den Rheinauen bei Wyhl am Kaiserstuhl lieferte einen Anlass zur Rückbesinnung auf den alemannischen Dialekt, nicht zuletzt propagiert in Neudichtungen

Wir können alles. Außer Hochdeutsch.



Die Regionalsprache als selbstbewusst gezeigte Marke.

von Liedtexten oder Sendungen des illegalen Rundfunksenders „Dreieckland“. Da solche Texte, wie auch dialektähnliche Schwänke der Fernsehunterhaltung oder entsprechende Slogans aus der Werbung nicht immer das Original der Dialekte oder Regionalsprachen treffen, nennt der Forscher diese anbietenden oder gar nachäffenden Formen „Para-Mundarten“.

Wie sollen Schule und Elternhaus nun mit Schülern umgehen im Wissen um die notwendige standardsprachliche Ausstattung für ein erfolgreiches Leben in der modernen Gesellschaft?

Das in meinen Augen Wichtigste ist, dass der Schüler, der vornehmlich Dialekt oder eine stark regional geprägte Alltagssprache spricht, zunächst erfährt, dass er damit einen kulturellen Schatz besitzt, den es zu bewahren gilt, der aber zu Gunsten des Erfolgs in Schule und Leben kommunikativ auch einer wichtigen Ergänzung bedarf: der – in der Aussprache regional gefärbten – Standardsprache.

Unschlagbar sind Dialekt oder Regionalsprache im Ausdruck von Emotionen. „I mog di!“ wirkt in der lauen Maiennacht geflüstert, unter örtlichen Sprachnutzern in der Regel viel authentischer, also ehrlicher, und dient damit eher einem Gelingen der Kommunikation als das unpersönliche „Ich liebe Dich“ der Standardsprache. In Bayern ist „Der isch scho a Hund“ als Anerkennung einem „Der hat Fähigkeiten“ weit überlegen.

Hat es der genannte Schüler mit der Grundschulempfehlung aufs Gymnasium geschafft, so hat er aber in der Regel schon einige Frustrationen aus der schulischen Kommunikation hinter sich. Seit Anfang der 1970er Jahre deklassiert die Deutschdidaktik nämlich die Dialekte als rückständige Unterschichtsprachen und damit sozial stigmatisierend. Was in vielen Gegenden Deutschlands gilt, trifft etwa für Baden-Württemberg nur zum Teil zu, wie manche Teile der politischen und wirtschaftlichen Elite mit Anklängen ans Honoratiorenschwäbische in der Landeshauptstadt Stuttgart belegen. Angelsächsische Sprachforschungen unkritisch auf die Situation in Deutschland übertragend, stempelte die Unterrichtswirklichkeit den Schüler mit seiner Alltagssprache erst richtig ab, forderte ohne Übergang standard-

sprachliche Leistungen ein. So sieht sich unser Beispielsschüler beim Übergang auf die höhere Schule u.U. schon hinter einer sprachlichen Barriere eingeklemmt, hat längst Vermeidungsstrategien gegenüber kommunikativen Anforderungen entwickelt. Noch heute zeigt die Unterrichtserfahrung, dass solche Schüler richtig dankbar sind, wenn ihnen jemand glaubhaft Wert und Funktion von örtlichen Grunddialekten und schriftnäheren Regionalsprachen erläutert. Sie sind dann – bei behutsamer Anleitung – eher bereit, sich mit Hilfe der Übungen des Deutschunterrichts auf den Weg in Richtung einer Standardsprache zu machen. Mangelhafte Ausdifferenzierung und fehlende Übung in der Standardsprache aber behindern schulischen und beruflichen Erfolg nachhaltig, vor allem ist die Dialektbarriere schon ad hoc eine Konzentrationsstörung ersten Ranges: Der Schüler muss in Prüfungssituationen seine Aufmerksamkeit zweiteilen, einen Teil kann er der sachlichen Anforderung widmen, den Rest benötigt er für die sprachliche Mühe, standardnahe Texte zu formulieren. Ein derart schwerfälliger Umgang mit den sprachlichen Registern bringt aber einen großen Nachteil gegenüber Schülern, die sich bei weitgehend „automatischem“ Formulieren voll auf die Sache konzentrieren können.

Wo das möglich ist, muss das Elternhaus in solchen Fällen die Schule unterstützen: Neben interessierter, also bewusst gemachter Pflege des Dialekts, der sich mit Omas Hilfe vielleicht noch ausdifferenzieren lässt, heißt das sprachliche Ziel für viele Rede- und Schreibanforderungen in Schule und Beruf: die regional eingefärbte Standardsprache. Es gilt also, das kaum zu erreichende, also blockierende „Hochdeutsch“ als lautreines Schriftsprache-Ziel aufzugeben. Die Werbung unseres Bundeslandes „Wir können alles außer Hochdeutsch!“ soll nicht trotzig, sondern selbstbewusst klingen. Während die norddeutschen Dialektsprecher die deutsche Standardsprache als Fremdsprache lernen mussten und darum lautreiner beherrschen, hat der Süddeutsche ein kontinuierliches Spektrum zwischen Dialekt und regional geprägter Standardsprache, in dem er sich sprechend bewegen kann. Regional eingefärbte Standardsprache meint dabei die Sprache, welche die regionale Lautung verbindet mit exakter Wortverwendung, Grammatik und Satzbildung auf Schulniveau.

Dafür gibt es im Elternhaus viel Gelegenheit. Die Schwelle heißt: Das Reden in ganzen Sätzen! Wer gegenüber seinem Kind in ganzen Sätzen redet, sich wenigstens darum bemüht, und Auslassungen in der Regel auch begründet, das Argumentieren im Alltag als wertschätzende Routine pflegt, leistet eine unersetzliche Förderung. Dabei schadet es auch nicht, das Kind behutsam an eine stärkere Betonung der im Süden unseres Landes arg abgeschliffenen Endsilben zu erinnern.

Für den Rest helfen Schule, Medienkonsum und überregionale Mobilität. Wer viel herumfährt, übt auch eine überregional verständliche Sprache ein, „robbt“ sich also behutsam an die Standardsprache heran, die er ruhig weiter mit badischen oder schwäbischen Lauten anreichern darf. Das hat sogar Sympathiewert.

Als Zeugen für die Wirksamkeit dieses Rezepts möchte ich eine Reihe von erfolgreichen Politikern, die als sprachgewaltige Diskussionspartner und Parlamentsredner hohe überregionale Anerkennung gefunden haben und dennoch z.B. das schwäbelnde „ä“ (für e) oder „schd“ (für st) nie abgelegt haben: Theodor Heuß, der erste Präsident der Bundesrepublik, Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger (dem rhetorische Qualitäten in der Bundeshauptstadt Bonn sogar den Ehrentitel „Hauptling Silberzunge“ einbrachten), Ministerpräsident Lothar Späth, ähnlich auch der bayerische Akzent des unbestrittenen Rhetoriktalents Franz-Josef Strauß, in dessen CSU lautreines „Hochdeutsch“ bis heute als Karrierebremse gilt.

Schon die Tatsache, dass der Dialektsprecher, der auch die Standardsprache beherrscht, über mehr Sprachregister verfügt und den gezielten Einsatz der Register auch intensiver übt als der lautreine Standardsprachensprecher, sollte alle Hoffnung wecken.

IV. Fachsprachen

Zunächst zwei Texte:

Es erfüllt einem die Brust mit Wohlgefühl, auf diese Wiese in lebendigem Grün unter strahlend blauem Himmel zu blicken, kontrastvoll verziert mit weißen Linien, gerade oder zum Kreis gebogen, Reviere bildend, garniert mit flatternden Fähnchen. Dort tollen in ansteckender Lebenslust glückliche Menschen in roten oder blauen Flatterhemdchen herum. Mal hierhin, mal dahin. Keiner will zurückstehen. Immer wieder probt einer seine Kraft und tritt eine weiße Kugel zu einem Flug in weichem Bogen, einem Himmelsgestirn gleich, mal fallend ins frische Grün, mal treffend einen der unermüdlichen Rasentänzer, von denen keiner klagt, obwohl getroffen. Nur ein Schwarzhemd läuft oft rückwärts, nicht

Ein Handspiel der verteidigenden Mannschaft im Strafraum wird beim Fußballspiel durch Strafstoß vom Elfmeterpunkt geahndet. Der Strafstoß wird verwandelt.

(nach: Handbuch für Schiedsrichter)

Liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, Sie haben im Vergleich der beiden Texte schnell bemerkt, dass der erste Text offensichtlich von auffälliger Unkenntnis geprägt ist. Der Sprecher kennt weder die sachlichen Zusammenhänge des Fußballspiels, noch beherrscht er eine angemessene Sprache, um dieser attraktiven Sportart in irgendeiner Weise gerecht zu werden. Seine Fragen und Vergleiche, sein lyrisch-emotional geprägter Ton wollen nicht passen. Natürlich kann man über ein solch aufregendes Spiel auch emotional reden, dafür haben Fußballfans als Gruppe ihre derb-anschauliche Sprache geprägt, welche bis in die Kommentare der Sportreporter bei Rundfunk-Übertragungen reicht und von der Sprachwissenschaft mit guten Gründen als Gruppensprache (soziale Varietät) eingestuft wird.

Sportreporter benötigen neben den Spielern, Trainern, Funktionären etc. aber auch dringend die Sprachqualität, die Text B deutlich auszeichnet: Hier wird mit genauer Sachkenntnis, sachlichem Ton und durch ganz präzise, terminologisch festgelegte Bezeichnungen in auffälliger Kürze und Klarheit ein Funktionieren sicher gestellt. Die Fachsprache des Fußballsports dient der Erstellung eines Rahmens aus nüchternen Regeln und Verwaltungsakten, die erst den Raum schaffen für Spielfreude, Kampf und Zufall.

Schülerinnen und Schüler können aber aus dem Vergleich dieser Texte Selbstbewusstsein als Sprachnutzer ziehen. Sie erfahren sich an einer überraschenden Stelle schon in jungen Jahren als kompetent in der Anwendung einer Fachsprache. Das motiviert auch, den eigenen Sprachhorizont weiter auszuleuchten und dabei z.B. leicht zu entdecken, dass alle Schulfächer mit den begleitenden Wissenschaften ihre eigenen fachsprachlichen Systeme entwickelt haben.

Fachsprachen sind also funktionale Typen des Sprachgebrauchs, die für die Bedürfnisse überregional gelingender Fachkommunikation in Handwerk, Industrie, Wissenschaften etc. ein reichhaltiges Spezialvokabular anbieten, das an der Sache orientiert ist und dafür Klarheit und Eindeutigkeit anstrebt.

Sprachgeschichtlich haben sich die Fachsprachen in Folge der Arbeitsteilung aus den ursprünglich noch sehr lebens- und dialektnahen und metaphorisch-anschaulichen Fachbegriffen („Gaisfuß“ für Nagelzieher) und lokal- oder regional gebundenen Berufsbezeichnungen (Metzger/Fleischer) der Landwirtschaft und des sich spezialisierenden Handwerks entwickelt. Mit der erstaunlichen Entwicklung von Wissenschaften und Industrie seit mindestens zweihundert Jahren wuchs die Zahl der Fachsprachen und der je darin enthaltenen fachspezifischen Bezeichnungen zu gigantischem Umfang heran. Ende des 20. Jahrhunderts ging allein die chemische Industrie von einem Gesamtwortschatz von 100 000 Fachbegriffen bei einer monatlichen Erweiterungsrate von mindestens 100 neuen Begriffen aus. Insgesamt gehen die Fachtermini längst in die Millionen. Nie musste so viel Neues begrifflich erfasst und somit sprachlich aufbereitet werden. In dem Maße, wie sich die technischen Entwicklungen ablösen, veraltet aber auch ein Teil dieser Wortreserven in atemberaubender Geschwindigkeit. Mit den alten Berufen (Wagner, Schmied) verschwindet auch ihr Spezialwerkzeug (Ziehmesser, Esse) aus dem Fokus.

Das Bedürfnis nach Klarheit, Eindeutigkeit und sprachlicher Ökonomie wird durch eine Systematisierung der Bildung dieser Fachwortschätze bedient. Ein Fachterminus soll dabei genau und nur eine Sache bezeichnen, die Sache wiederum nur eine Bezeichnung haben. Wer über große Strecken z.B. mehrere Lastwagenladungen Schrauben für seine Produktion bestellt, muss aus Zeit- und Kostengründen die kommunikative Präzision herstellen um teure Fehllieferungen zu vermeiden. So erscheinen die Begriffe in standardisierten Systemen:

		-Lager	Lager
	-Rollen-	-Kugel-	Rollenlager
Kegel-	Zylinder-	Rillen-	Kugellager
			Kegelrollenlager
			usw.

Mehrgliedrige Zusammensetzungen wie „Lohnsteuerjahresausgleichsantragsverfahren“ (seit der Rechtschreibreform mit Bindestrich) und Abkürzungen („U-Bahn, NATO“) treffen hier auf unzählige sprachliche Entlehnungen; die mit neuer Technik in die Sprache aufgenommen werden: „Computer, Internet“.

Da hier die Sache im Zentrum steht, werden im Satzbau fachsprachlicher Texte unpersönliche, passivische Formen bevorzugt: „Das gepresste Papier wird auf Maß geschnitten, sorgfältig von den restlichen Quellmitteln gereinigt, getrocknet und geglättet“. Ebenso typisch ist der Nominalstil: „Die Abberufung erfolgt nach Einholung des Gutachtens eines ... Justizausschusses.“ Schließlich ist noch die Häufigkeit von Funktionsverbgefügen mit Sinnentleerung der Verben bemerkenswert: „in Rechnung stellen, zur Durchführung bringen, eine Untersuchung durchführen.“

Für die Schule kann mit dem Vorzeigen von etwas Sprachgeschichte über ein paar althandwerklichen Begriffen die Arbeit noch nicht erledigt sein. Kommunikativer Kompetenzerwerb muss den Schüler zunächst – siehe obiges Beispiel – sich selbst als aktuellen und kompetenten Nutzer von unterschiedlichen Fachsprachen erleben lassen. Er nimmt damit auch seine eigene Fähigkeit wahr, zwischen den „Registern“ der Varietäten bzw. ihrer Teile umzuschalten.

Der Deutschlehrer wird einerseits – mit sein wichtigster Beitrag – dem Schüler als tätiges Vorbild mit einem transparenten und präzisen Umgang mit den eigenen Fachbegriffen etwa im täglichen Grammatik- oder Literaturunterricht den Schülern erlebbare Standards setzen und en passant auch wertvolle echte (nicht gespielte!) Situationen des Umschaltens von der Varietät Alltagssprache in die der Fachsprache anbieten. Darüber hinaus hat er im sprachbetrachtenden Teil seines Unterrichts Grundlagenwissen zu vermitteln. In der Analyse von Fachsprachen in zeitgenössischen Texten wird er außerdem die Schüler zu kritischem Urteilsvermögen zu befähigen. Dieser wiederum muss sich Strategien aneignen, aus übergroßen Wortschatzdateien die wichtigen und nützlichen auszuwählen bzw. über Wortbildungsregeln neue Begriffe aus alten abzuleiten. Dass der Nominalstil des Fachtextes auf dem Weg einer Sprachcollage in die Literatursprache Einzug halten kann, heißt aber noch nicht, dass das auch ein akzeptabler Stil für jeden Schüleraufsatz ist, wo die Themenstellung meist höhere Ansprüche an Lesbarkeit und Farbigkeit verlangt, als es Juristen und Techniker in ihren Fachtexten erwarten.

Besonders wichtig ist, dem Schüler die Chancen und möglichen Hindernisse des fachsprachlichen Sektors vor Augen zu stellen:

- a) Da jede Vermittlung von Spezialwissen und sogar jede weitere Entwicklung dieses Wissens ohne den Ausbau der Fachbegriffe undenkbar ist, muss jeder, der lernt, lehrt, forscht, entwickelt, produziert, handelt und (z.T.) nutzt auch die Beherrschung der relevanten Begriffe seines Gebietes ins Zentrum seiner Bemü-

hungen stellen. Hier sind die Lehrer aller Fächer aufgefordert, zunächst den Schülern die Inhalte z.B. der Elektrophysik auch über die angemessene Sprache besser zu vermitteln, gleichzeitig aber auch das mehrfach beschriebene kommunikative Training der Jugend (das „Umschalten“) durch einfühlsame Begleitung zu unterstützen. Training in der Muttersprache darf nicht Sache der vier oder fünf Dreiviertelstunden Deutschunterricht pro Woche bleiben.

- b) In der Sprachwissenschaft wurde oft die Barriere des Spezialisten beschrieben, der zwar den Inhalt und auch die sachbezogene Sprache seines eng begrenzten Fachgebietes optimal beherrscht, sich darüber alltagssprachlich aber der Allgemeinheit gegenüber nicht verständlich machen kann. Dieses Problem ist letztlich nicht befriedigend zu lösen, da der Allgemeinheit mit dem Fachwissen zumindest zum Teil immer auch die Fachbegriffe fehlen werden. Im alltäglichen Leben bezahlen wir dafür notwendige Vermittlungsinstanzen wie Anwälte, Wissenschaftsjournalisten, auch Lehrer. Nehmen wir ein nahe liegendes Beispiel: Ich hätte aus Versehen meine Erbtante überfahren. Der Stammtisch im Dorf erklärt mich sofort zum Mörder, da die Alltagssprache (fast) jede Tötung eines Menschen als Mord qualifiziert. Für Staatsanwalt, Verteidiger und Richter, die juristisch geschulten Fachleute eben, ist aber der Fachterminus „Mord“ zwingend mit der Bedeutung „absichtsvolle Tötung aus niedrigen Beweggründen“ verbunden. Sie werden daher bei der Untersuchung des Falles ebenso die Möglichkeiten von Suizid der Tante, Unfall mit Todesfolge, Totschlag und weiteres prüfen müssen, was wiederum für die juristischen Folgen von großer Bedeutung ist. Der Schüler muss dieses Problem der Barriere als ein natürliches, durch Wissenszugewinn mit entsprechender sprachlicher Weiterentwicklung zu meisterndes Problem erkennen.

Sie, liebe Eltern, können dazu beitragen, dass in der heimischen Alltagskommunikation eine Kultur der – wo angemessen – präzisen Bezeichnung entsteht. Statt: „Wer hat schon wieder das blöde Teil von der Glotze versteckt?“ Vielleicht besser: „Hat jemand die Fernbedienung des Fernsehers gesehen?“ Gehen Sie mit jüngeren Schülern, wenn es gerade passt, auf sprachliche und fachliche Entdeckungsreise, indem Sie mit Hilfe des Glossars (Verzeichnisses der Fachbegriffe) hinten im großen Kochbuch den Unterschied zwischen „braten“ und „schmoren“ klären. Fragen Sie das Kind vor der Geographiearbeit auch einmal nach zentralen Begriffen aus dem abzurufenden Lernstoff. In fast allen modernen Schulbüchern findet sich inzwischen ein Fachglossar.

Bieten Sie vielleicht sogar dem Deutschlehrer zwischen 7. und 9. Klasse an, einmal die Fachsprache Ihres Fachgebietes in der Klasse vorzustellen, oder mit den Kindern eine fast echte Gesprächssituation Ihres beruflichen Alltags einmal durchzuspielen (Bewerbungsgespräch, Funkverkehr am Taxi-Leitstand, Einsatz einer Gruppe der Feuerwehr am Brandort...).

V. Gruppensprachen

Neben den regionalen und funktionalen Sprachvarietäten kann man innerhalb des Deutschen auch sozialen Varietäten erkennen, also Subsprachen, die als charakteristische Zeichen und Mittel einer Gruppe dienen. Als Beispiel sei hier die Jugendsprache gewählt, genauer gesprochen die „Jugendsprachen“, da es die Jugendlichen als homogene Gruppe ja gar nicht gibt, sondern von einer sehr heterogenen Großgruppe auszugehen ist,

- deren Teile vielfältige Unterschiede in den Voraussetzungen aufweisen,
- die ihre Sprachverwendung wieder an eine Vielzahl unterschiedliche Kommunikationssituationen gebunden ist und
- die überdies vielfältigen Einflüssen ausgesetzt ist.

Wir alle kennen jugendsprachliche Ausdrücke wie „ätzend“ (ganz schlecht, aber auch: sehr gut), „Alder, Alda“, „voll aldi“ (sehr qualitativ), „abgedreht“ (besonders gut, aber auch: besonders schlecht) und wundern uns über Prägungen wie „anfucken“ (jemanden dumm anreden) oder Lautäußerungen wie „ächz, quietsch, würg“.



Ein anbiederndes Aufgreifen von Jugendsprachen muss scheitern.

Sprachgeschichtlich sind die Auffälligkeiten nicht neu: Schon im frühen 19. Jahrhundert beobachtete man in der Sprache wild feiernder Studenten spielerische Entlehnungen aus der alten Gaunersprache des Rotwelschen, das selbst als Gruppensprache den Charakter einer Geheimsprache angenommen hatte: Entlehnungen aus dem Jiddischen sollten gegen den lauschenden Polizeispitzel schützen. So wurde etwa aus jiddisch/hebräisch „schamar“ die rotwelsche Codierung „Schmiere stehen“.

Vor der Mitte des 20. Jahrhundert verbreitete die Hitlerjugend Berliner Regionalismen wie „Pimpf“ (kleiner Kerl) und „Knorke!“ (toll) in ganz Deutschland.

Bereits Anfang der 1960er Jahre wurde eine Schrumpfung der Grammatik im sogenannten „Halbstarkendeutsch“ oder „Teenager-Jargon“ beobachtet, das als selbstbewusstes sprachliches Auftreten der damals jungen Generation gegen die gesellschaftlichen Konventionen der älteren zu werten ist. Festgestellt wurde, die Jugend habe „kein Verständnis mehr für die Auffassung von Sprache als dem ‚heiligsten Gut der Nation‘ und zeige eine „Abneigung gegen den Gebrauch des Konjunktivs, des Genitivs, des Perfekts und der reicher gegliederten Formen des Satzes“. Schon die Sicht des damaligen Germanisten zeigt den altväterlich-moralisierenden Maßstab.

Seither werden die Gruppensprachen der Jugend vor allem von der Sprachkritik für einen Verfall der Sprache verantwortlich gemacht. So werden Ausdrücke wie „fick dich, Wichser“ als „Fäkalsprache“, die der Standardsprache wie dem gutem Benehmen widersprechen, kritisiert. Diese Kritik übersieht den hauptsächlichen Gebrauch innerhalb der Gruppe mit einem hohen Anteil an Ironie und semantischen Verschiebungen: „geil“ (toll), „Wichser“ (dummer Kerl, Versager). Die auch im Internet üblichen Inflektiv-Konstruktionen der Comic-Sprache wie „grins, heul, freu“ sind spielerischer Umgang mit Sprache, deren Schädigung des mündlichen und schriftlichen Sprachgebrauchs ebenfalls nicht nachgewiesen werden kann. Dass die Jugendlichen durch übermäßige Entlehnungen aus dem Englischen zum Sprachverfall beitragen, ließ sich durch eine Wuppertaler Studie gar widerlegen: Jugendliche hantieren spaßvoll, witzig, ironisch auch mit fremdsprachlichem Material, das sie aus Musik, kommerzieller Werbung, Sport etc. entnehmen („der brennt bis zum Siedepunkt“, „Lieber einen coolen Freeze beim breaken als einen komischen, verkraampften Powermove ohne stylischen Abgang“). Aber der Anteil von Anglizismen an ihrer Sprache ist sogar relativ bescheiden, hat z.B. seit Ende des 20. Jahrhunderts sogar abgenommen. Das verwundert nicht, sind diese sprachlichen Prägungen doch Ausdruck eines authentischen Lebensgefühls und findet eine parallele Freude

an Musik mit deutschen z.B. Rap-Texten. Wo deutsch- und türken-sprachige Jugendliche zusammenkommen, zeigen sich Formen von Mischsprache, auch als „Kanakensprache“ bezeichnet (wie wir sie etwa auch im Elsass finden):

„Ey lan,, voll krass, isch mach dich Messer“, „Wem iss dem geilste Tuss im Land?“ „Weisstu Alder, isch schwör, weisstu wie isch mein.“

Vollends widerlegt ist der Verdacht, die Jugendsprache ziehe Verständigungsprobleme zwischen den Generationen nach sich, da die Jugendlichen einen deutlichen Unterschied zwischen ihrer Gruppen und den Andersaltrigen herausstellten.

Fragen wir nach den Funktionen dieser gruppensprachlichen Formen:

Eine sehr bildhafte, witzig übertriebende, ironisch mit Worten und Bedeutungen spielende, Zuneigung ebenso Ablehnung, Trotz und Revolte signalisierende Sprache ist zunächst eine kulturell höchst erfreuliche und einer gesunden Entwicklung im Jugendalter angemessener Ausdruck. Das gilt, obwohl dieser Kontakt von uns Erwachsenen nicht selten als unangenehm und störend empfunden wird. Jugend darf und muss die oft zitierten „Grenzen“, d.h. die in der Gesellschaft normierte Bandbreite der (auch sprachlichen) Verhaltensmuster, austesten. Jugendliche müssen ihre Persönlichkeit suchend entwickeln und auch in der Auseinandersetzung mit uns etablierten Erwachsenen ihre Rolle finden. Sie sind altersgemäß emotionaler und impulsiver angelegt als wir gesetzten „Gruftis“ oder „Ötzis“. Es wäre schade, wenn das keinen sprachlichen Ausdruck fände.

Ja, Jugendliche zeigen auch einen hohen Grad an sprachlicher Ökonomie. Wer sich an die eigene Jugend noch erinnert, weiß, dass das stundenlange „Abhängen“ der Mofagang von Mochtegernrockern am Straßenende noch nie die kommunikative Situation war, die einen komplexen Satzbau als angemessen erscheinen ließ: der Stammtisch der Alten übrigens auch nicht.

Jede soziale Gruppe, also eine gewisse Anzahl von Menschen, die auf Dauer eine soziale Beziehung zueinander unterhalten, hat den Hang, sich flankierend gemeinsame Kennzeichen zuzulegen: besondere Kleidung, Haartracht, gemeinsame Freizeitaktivität und auch sprachliche Eigentümlichkeiten. Das schweißt nämlich zusammen. Jede Integration ist nach außen aber gleichzeitig ein Stück Abgrenzung. Protest, Provokation und Abgrenzung sind für uns Außenstehende oft unbequem, für die Jugendlichen aber altersgemäßer und gruppentechnisch sinnvoller Ausdruck.

Jugendliche haben eine feine Antenne für Echtheit, Authentizität und fordern das auch von sich selbst, wollen das natürlich in ihrer Sprache zeigen. Der Erwachsene, der sich eine der vielen schlecht gemachten Sammlungen von jugendsprachlichen Ausdrücken kauft, um sich so der Gruppe sprachlich anbiedernd zu nähern, wird kläglich scheitern.

Jugendsprache ist kreativ, spielt originell mit Versatzstücken aus den unterschiedlichsten Varietäten unserer Sprache. Der beliebteste Steinbruch dafür ist – halten Sie sich fest: unsere Standardsprache: „Breitbandnudel, Denkwerg, Bodenturner, Fahrlappen, Frischling“. Die Jugendsprache entwickelt gewollt Gegenbegriffe zur Standardsprache, um einen Teil davon aber wieder als „Auffrischung“ in derselben aufgehen zu lassen: Destandardisierung und Restandardisierung.

Also, zunächst Entwarnung: Die Provokationen aus der Ecke der Jugendlichen verderben weder deren Standardsprache, noch lassen sie unsere Gesamtsprache im „Denglisch“ untergehen. Vielmehr sind sie ein erfreuliches Mehr an Sprachregistern, die auch Gehirn und Persönlichkeit durchaus in der Entwicklung fördern kann.

Nun die Warnung: Wer stundenlang mit seinen Bekannten in Chat oder ähnlichen Foren harmlos und originell plaudert, dabei grammatikalisch und syntaktisch eine sehr einfache Sprache pflegt, dann mit Freunden im Hof auf ähnlicher Ebene kommuniziert, um den Rest des Tages mit alterstypischen Tagträumen zu verbringen – diesen Tag und den nächsten – die ganzen Sommerferien: Der versäumt unter Umständen schon ein Stück des wichtigen Trainings der standardsprachlichen, kultursprachlichen Seite. Da reicht es nicht, auf die Schule zu warten.

Das Problem liegt also nicht im „Verderben“ z.B. eines guten Stils durch an fremdende Formulierung, sondern im Defizit, im Verpassten. Da müssen Eltern wie Lehrer zum Ausgleich einladen, anregen, mitnehmen ... Wie gesagt muss man neben den anderen Varianten natürlich auch das „Umschalten“ der Sprachregister üben und sich für die Frage der jeweils angemessenen Varietät sensibilisieren.

Linguisten und Fachdidaktiker sind keine Pädagogen. Ihr ganzes Berufsleben analysieren sie Texte und beschreiben Sprache. Bei ihnen findet sich kein Wort über die angemessene Haltung der Erwachsenen gegenüber jugendsprachlichen Entgleisungen z.B. auf der Familienfeier. Sollen wir Verständnis zeigen und uns an der Originalität der sozialen Sprachvarietät erfreuen oder korrigierend eingreifen?

Die Antwort ist eigentlich schon gegeben: Der Jugendliche, der tätlich oder sprachlich handelnd bei mir seine Grenzen etwa durch eine Provokation vor Verwandten sucht, hat einen Anspruch darauf, dass ich ihm diese Grenzen ziehe. Erst dadurch lernt er, was es heißt, der Situation angemessen bzw. unangemessen zu reagieren. Die derbe, der Fäkalien Sprache entnommene Anrede des Freundes kann in der Clique eine hohe Anerkennung für einen erfolgreich ausgeheckten Streich authentisch übermitteln und wird auch keine weiteren Schäden hinterlassen. Dasselbe in die Gruppenarbeit an der Schule oder in die gemeinsame Mahlzeit der Familie versetzt, trägt sofort eine ganz andere Bedeutung durch den gewichtigen Einfluss der anderen, in diesem Falle unpassenden Situation.

Kein lieb gemeintes Rollenspiel im Unterricht ist ein wirklicher Ersatz für die prägende Kommunikationskultur daheim. Sprache und Inhalt, Kommunikation und Erziehung lassen sich nur künstlich auf dem Papier trennen, nicht aber in der Wirklichkeit, das haben wir schon an den Fachsprachen gesehen.

VI. Schluss.

Sprachverfall vor 25 Jahren:

(...) Mehr als achtzig Prozent der Befragten sehen das Deutsche auf der Straße des Verfalls. Die Verschlampung der Sprachregeln, das Fachchinesisch der Experten, die Null-Bock- und Sprechblasensprache der Jugendlichen und die Überflutung mit Fremdwörtern werden meistens beklagt – und es ist kein Wunder, dass diese Erscheinungen den Älteren am meisten auffallen: Sie haben in ihrer Jugend noch einen gründlichen, an der Hochsprache der Klassiker geschulten Deutschunterricht erhalten. (...) Was man die gehobene, formvollendete Ausdrucksweise nennt, was in unseren Nachbarländern im Westen wie übrigens im Osten mit Recht Kultursprache heißt, das verhöhnen Linguisten und Fachdidaktiker als „elaborierten“ Code. Statt Grammatik und Goethe setzen Sie den Kindern Bierdeckel und Plakate als Themen des Deutschunterrichts vor. Man muss sich nicht darüber wundern, dass dadurch Sprachwissen und Sprachbeherrschung für eine ganze Generation vergeudet und zerstört wurden. (...)

D.Guratzsch: Sprachverfall (Kommentar), Die Welt, 15.03.1986

Was hier der Kommentator der konservativen Tageszeitung über eine wissenschaftliche Konferenz zum Thema „Veränderungen im heutigen Deutsch“ schreibt, ist Beleg für eine in den Medien verbreitete Sicht auf normale Sprachentwicklungen, die ohne Fachwissen in unserer Aufregungsgesellschaft in regelmäßigen Abständen medial inszeniert wird. Man glaubt die Untergangsprophezeiungen gerne, das Lamento lenkt ja von der eigenen Mitverantwortung für Lebendigkeit und Pflege der Sprache ab. Panik war aber noch nie ein guter Ratgeber. Darum einige zusammenfassende Gedanken zum Abschluss.

Fraglos ist in unserer Zeit einerseits wieder mehr Wert auf die Normen zu legen. Die Schule muss das Training der standard-, kultursprachlichen Seite fest im Blick behalten. Das tut sie zumeist auch. Die Klassiker haben bereits einen hohen Stellenwert auf dem Gymnasium. In einer Zeit, in der von den Schulen verstärkt gefordert wird, nicht nur die ganze Kohorte von Schülern zu überblicken, sondern verstärkt auf den einzelnen zu achten, Heterogenität nicht nur als Tatsache dulgend anzuerkennen, sondern auch als Chance und Bereicherung zu nutzen, ist es aber unverzichtbar, vielfältig die sprachlichen Register im differenziert vorbereiteten Unterrichtsgeschehen zu berücksichtigen. Wie gesehen beginnt Mehrsprachigkeit ‚klassisch‘ schon innerhalb des Deutschen. Das ist als Potential anzuerkennen. In einer „kommunikativen Wende“ hat der Deutschunterricht schon vor Jahrzehnten begonnen, durch das Berücksichtigen vielfältiger Textsorten und Situationen auf das zentrale Ziel der kommunikativen Angemessenheit hinarbeiten. Wir haben es mehrfach angesprochen.

In den Spezialdisziplinen ist das „Fachchinesisch der Experten“ nicht wirklich das Problem. Diese Fachleute müssen, wie wir gesehen haben, in ihrem Fach die sachliche Tiefe auch sprachlich komplex bewältigen, um zu Erkenntniszugewinn zu kommen. Gerade im demokratisch organisierten Gemeinwesen haben die Spezialisten auch eine Vermittlungsaufgabe, sie zeigen meist auch ein Vermittlungsinteresse. Der internationale Wissenschaftsaustausch bietet viele Vorteile. Auch wenn das Englische in noch zunehmendem Maße die sprachliche Basis dafür bietet, wird es der deutschen Sprache vor Ort nicht das Wasser abgraben. Andererseits dürfen in einer demokratischen Gesellschaft Presse und organisierte Sprachschützer natürlich kritisch nachfragen, wenn ein besoldeter Professor öffentlich erklärt, die Ergebnisse seiner Wissenschaft nur noch im international eingeführten Englisch ausdrücken zu können.



Karikatur Horst Haitzingers auf alltägliche Anglizismen mithilfe von Goethes „Erlkönig“: Geht die deutsche Sprache unter – und wenn ja wie oft?

Das – zumeist gefühlte – Problem einer „Überfremdung“ liegt nicht an den Fremdwörtern an sich, die sind mit neuen Techniken und kulturellen Moden schon immer als Lehnwörter bereichernd in unsere deutsche Sprache integriert worden. Schon die Römer brachten mit der Technologie des Bauens mit Steinen nicht wenige Begriffe in unsere Sprache ein, die wir längst nicht mehr als Fremdwörter wahrnehmen: Fenster, Ziegel, Keller ... Ärgerlich wirkt eine Mode in unserer Elite, sich hinter einer Flut von sinnentleerten Metaphern zu verstecken, deren Bluffcharakter auch der Uninteressierte erkennt. Was meint ein Manager eigentlich mit: „Wir sind gut aufgestellt?“ Nimmt sein Management etwa die Kampfformation antiker Heroen ein oder sollten wir uns ein vielteiliges Unternehmen als ebenso eindrucksvolles wie empfindliches Kartenhaus vorstellen? Man darf auch

fragen, wo der sachliche Grund für die übermächtige Telekom liegt, auf ihren Rechnungen innerhalb Deutschlands die jedem verständliche Bezeichnung „Ortsgespräch“ durch „City-Call“ zu ersetzen? Was sollen englischsprachige Durchsagen der Bahn in Zügen auf Nebenstrecken im Schwarzwald?

Das auffallende Auseinanderdriften von Alltagswissen und Spezialistenwissen schafft schon genug Verlierer, die mit der Entwicklung nicht Schritt halten. Diese werden leicht auch noch sprachlich deklassiert. Ihnen fehlt einerseits das Sozialprestige einer ausdifferenziert beherrschten Standardsprache und damit auch die „innere Zweisprachigkeit“, andererseits werden diese fehlenden Kompetenzen sie in wichtigen kommunikativen Situationen – zunehmend auch des Alltags – scheitern lassen.

Liebe Eltern,

die Normen der Standardsprache vertiefend zu trainieren ist schon immer Sache der Schule gewesen, ebenso aber die Vorbereitung auf kompetentes Agieren in den vielfältigen Kommunikationsanforderungen des Lebens. Wo das Elternhaus beim

Trainieren helfen kann, vermehren sich die Lebenschancen der Kinder gewaltig. Aufmerksamkeit für die Sprache des Kindes zu zeigen, lässt dieses erleben, dass es auch als menschliche Persönlichkeit wahrgenommen wird. Überdies fördert das ein Interesse, das geeignet ist, die junge Person eher am wichtigen Kompetenzgewinn arbeiten zu lassen. Haben Sie selbst Sonderkenntnisse an Sprachvarietäten, machen Sie sich dessen bewusst und lassen Sie ihre Kinder daran teilhaben. Eine bewusst aufgefrischte Regionalsprache kann verbinden und Selbstbewusstsein vermitteln. Man kann sich für die Vielfalt farbiger Schmetterlinge oder grandioser astronomischer Phänomene interessieren, aber auch die Muttersprache bietet eine reiche Vielfalt von Varietäten. Das sind viel mehr, als wir es hier darstellen konnten, sie lassen sich auch nicht sauber voneinander trennen, sondern gehen in der Anwendung vielfältige Verbindungen ein, beeinflussen sich gegenseitig durch Ausgleichsprozesse im dynamischen System der Gesamtsprache.

Spracharmut zieht soziale Benachteiligung nach sich. Sie kommt aus einem Defizit an Übung und Ausdifferenzierung der Kultursprache, nicht aus einem Gebrauch „gefährlicher“ oder „schädigender“ Gruppensprachen. Die Jugendlichen lassen sich in ihre – auch sprachlichen – Dinge nicht in allen Phasen gleich gern hineinschauen. Lassen Sie sie trotzdem sprachliches Interesse spüren und nicht pauschale Ablehnung. Wie bereits gesagt schließt das ein pädagogisches Verweisen auf die Angemessenheit zur jeweiligen Situation nicht ein.

Denken Sie daran: Die echten Kommunikationssituationen, also die als authentisch empfundenen Herausforderungen bewältigen Sie mit ihren Kindern daheim, im Urlaub usw.. Das hat das Elternhaus meist dem Unterricht voraus, der kann so etwas oft nur nachspielen. Gehen Sie die Situationen bewusst ein, tauschen Sie ihre Beobachtungen aus, geben Sie ein selbstbewusstes Vorbild auch durch eine gepflegte Kultur angemessenen Sprechens.

Vielleicht fahren ja auch Sie einmal mit dem Zug von Zürich nach Schaffhausen und sind dankbar für ein gelungenes Gespräch!

Ich danke für Ihre lang anhaltende Aufmerksamkeit.

VII. Literatur (Auswahl)

- Winifred V. Davies: Die Geschichte vom „schlechten Deutsch“. In: Der Deutschunterricht 3/2007, 52-62
- Hans-R. Fluck. Fachsprachen. Einführung und Bibliographie. 5. aktualisierte und erweiterte Auflage Tübingen 1996
- Eva Neuland: Variation im heutigen Deutsch: Perspektiven für den Unterricht. Zur Einführung. In: Eva Neuland (Hrsg.): Variation im heutigen Deutsch: Perspektiven für den Sprachunterricht. Frankfurt a.M. 2006, 9-27
- Eva Neuland: Jugendsprachen. Tübingen 2008
- Peter von Polenz: Deutsche Sprachgeschichte, Band 1-3, Berlin 1991-1999
- Arno Ruoff: Sprachvarietäten in Süddeutschland. In: Gerhard Stickel (Hrsg.): Varietäten des Deutschen, Regional- und Umgangssprachen. Berlin 1997, 142-154
- Peter Schlobinski: Jugendsprache und Jugendkultur. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B5/2002, 14-19
- Hugo Steger: Über die Würde der alltäglichen Sprache und die Notwendigkeit von Kultursprachen. Mannheim 1982
- Hugo Steger. Erscheinungsformen der deutschen Sprache. „Alltagssprache“ – „Fachsprache“ – „Standardsprache“ – „Dialekt“ und andere Gliederungstermini. In: Deutsche Sprache 4/1988, 289-319
- Peter Wiesinger: Sprachliche Varietäten – Gestern und Heute. In: Gerhard Stickel (Hrsg.): Varietäten des Deutschen, Regional- und Umgangssprachen. Berlin 1997, 9-45